

Bernische Geschichtsliteratur

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **61 (1999)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bernische Geschichtsliteratur

Besprechungen und Hinweise

Kanton Bern

Die bernische Gesellschaft um 1500 war geprägt von unzähligen kleineren und grösseren Gruppen und Beziehungsnetzen. Mit diesen Soziabilitätsformen setzt sich *Simon Teuscher* in seiner Dissertation *Bekannte – Klienten – Verwandte. Soziabilität und Politik in der Stadt Bern um 1500** in umfassender Weise auseinander. In minutiöser Kleinarbeit geht er der Frage auf den Grund, wer in Bern an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert mit wem, in welcher Weise, wie lange und weshalb in persönlicher Verbindung stand. Das grosse Forschungsgebiet wird dabei insofern eingegrenzt, als sich Teuscher in erster Linie mit Beziehungen und kleinen Gruppen beschäftigt, die nicht durch institutionalisierte «Mitgliedschaften» definiert waren, sondern deren Struktur sich hauptsächlich aus direkten Interaktionen der einzelnen Beteiligten erschliessen lassen. Solche familiäre, freundschaftliche, klientelistische und bekanntschaftliche Beziehungen untersucht er vor allem in Hinblick auf deren Bedeutung in politischen Prozessen. Dabei ist ihm die Einbettung seiner Ergebnisse in die weitere Forschung sehr gut gelungen. Er vergleicht seine Resultate einerseits mit denjenigen aus anderen Schweizer Städten, scheut sich aber andererseits auch nicht, weitere Kreise zu ziehen und Arbeiten aus dem angelsächsischen, französischen oder skandinavischen Raum beizuziehen. Wie es das Thema nahelegt, bettet der Verfasser seine Ergebnisse zudem geschickt in die neueren soziologischen, politologischen und literaturwissenschaftlichen Erkenntnisse ein.

Bei den Quellen, auf die sich der Autor in seiner Untersuchung hauptsächlich stützt, handelt es sich nicht um einen systematischen Bestand, sondern um eine Kombination verschiedener Schriftgutbestände und Einzelstücke. So hat er neben Gerichtsakten, Satzungen und obrigkeitlichen Missiven auch literarische Texte und Privatbriefe ausgewertet. Um diesem nur punktuell überlieferten Schriftgut gerecht zu werden, hat Teuscher für seine Arbeit eine qualitative Vorgehensweise gewählt. Es war nicht sein Ziel, eine systematische Kartierung aller feststellbaren Beziehungen zwischen Personen oder gar eine Quantifizierung ihrer Interaktionen zu liefern. Im Vordergrund stand für ihn vielmehr die Frage nach den Formen und Qualitäten von Beziehungen und Gruppen, die er dafür um so profunder darstellt. Damit sich der Leser eine Vorstellung vom Charakter der verwendeten Quellen machen kann, ediert der Verfasser im Anschluss an den Text drei der zahlreichen verwendeten Privatbriefe.

Nach einer theoretischen Verortung des Untersuchungsgegenstandes setzt der Verfasser einen kurzen Überblick über die institutionellen und gesellschaftlichen Hintergründe der bernischen Gesellschaft um 1500 an den Anfang seiner Untersuchung, der gerade für Leser, die mit den historischen Gegebenheiten Berns nicht vertraut sind, sehr hilfreich ist. Knapp, aber prägnant stellt er hier die Herrschaftsverhältnisse, den Verwaltungsapparat sowie die wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt kurz dar. Aufbauend darauf analysiert er verschiedene in Bern vorkommende Soziabilitätsformen, indem er von den «privateren» Beziehungs-

* Simon Teuscher: *Bekannte – Klienten – Verwandte. Soziabilität und Politik in der Stadt Bern um 1500* (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit 9). Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 1998. 315 S.

formen der Verwandtschaft zu den «öffentlicheren» Arten des Zusammenwirkens schreitet (beispielsweise der kurzfristigen Gruppenbildung in Wirtshäusern).

In den durchwegs sehr sorgfältig und systematisch aufgebauten Kapiteln gelingt es Teuscher, dem Leser deutlich zu machen, wie wichtig im spätmittelalterlichen Bern persönliche Beziehungen und kleine Gruppen waren. Diese erfüllten ihre Rolle im Gegensatz zu modernen Gesellschaften nicht nur im Hintergrund, sondern es kam ihnen eine anerkannte Schlüsselfunktion in der offiziellen Herrschaftsorganisation zu. So war es für den Einzelnen im Umgang mit der Obrigkeit von enormer Wichtigkeit, ob er Verwandte (im zeitgenössischen Sprachgebrauch «fründe») oder Bekannte, beispielsweise aus der gleichen Handwerks-gesellschaft, hatte, die ihm bei der Durchsetzung seiner Anliegen behilflich sein konnten. Auch Gevatter, das heisst die ganz gezielt ausgewählten Paten der Kinder, konnten bei solchen Aktionen von grossem Wert sein. Für die Obrigkeit war diese eindeutige Ungleichbehandlung ihrer Untertanen jedoch kein Problem. Sie legitimierte diese damit, dass besondere Leistung auch einen Anspruch auf adäquate Gegenleistung ergebe. Wie der Autor am Fall des berühmten Schulmeisters Hans Bälü aufgrund der vielen Quellenausschnitte anschaulich und sehr amüsant darlegen kann, waren kleinere Gefälligkeiten keineswegs eine Bestechung, sondern galten als normales Hilfsmittel zur Erreichung der eigenen Ziele.

Die gegenseitigen Ansprüche, die einzelne aneinander stellen konnten, standen aber keineswegs von vornherein fest und waren auch nur in sehr geringem Masse durch festgelegte Beziehungsrollen vorgegeben. Sie mussten immer wieder neu ausgehandelt werden. Je nach momentaner Interessenlage der interagierenden Akteure konnten persönliche Beziehungen und Gruppen kurzfristig aktiviert oder auch wieder aufgegeben werden. Anhand von geschickt eingebauten Quellenbeispielen, die den Text angenehm auflockern, kann Simon Teuscher zeigen, dass es, wenn es die Situation erforderte, weite Verwandtschaften plötzlich wieder als sehr wichtig erachtet werden konnten, die Paten der Kinder ganz anders ausgewählt wurden oder Wirtshäuser, Handwerks-Gesellenstuben und Fasnachten zu bedeutsamen Treffpunkten wurden.

Dank seiner sorgfältigen Arbeit vermag der Autor aber auch, in der Literatur weitverbreitete Thesen zu widerlegen. So lassen sich beispielsweise die oftmals harmonisierenden Bilder über den «gemeinschaftlichen» Charakter vormoderner Beziehungs- und Gruppenformen zumindest für Bern nach Teuschers Arbeit nicht mehr halten. Auch dem Vorurteil, dass familiäre Zusammengehörigkeiten das gesellschaftliche Leben vorrangig geprägt hätten, widerspricht er deutlich. Sowohl nahe Verwandte als auch «fründe» konnten zwar wichtige Funktionen haben, und es wurde oftmals an die normativen Vorstellungen über die gegenseitigen Verpflichtungen appelliert. Im alltäglichen Umgang kam es jedoch immer wieder neu zum Aushandeln von gegenseitigen Ansprüchen, so dass solche Normen in Tat und Wahrheit weit geringeren Einfluss ausübten, als es in der älteren Literatur oftmals angenommen wird.

Mit der vorliegenden Arbeit hat Simon Teuscher einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung der Gesellschaft im spätmittelalterlichen Bern geliefert. Die sorgfältige Recherche, der übersichtliche Aufbau, aber auch die gute Lesbarkeit machen das Buch nicht nur für die bernische Leserschaft zu einem Gewinn.

Barbara Studer

Der Untergang Karls des Kühnen in den *Burgunderkriegen* löste eine Welle von Kriegsbeschreibungen aus, die weit über den Raum des Geschehens hinausreichte. Der Grund dafür lag nicht nur im Umstand, dass es sich bei Karl um einen der mächtigsten und ehrgeizigsten Fürsten Europas handelte, sondern dass an seinem Untergang die bis dahin auf der europäischen Bühne kaum präsenten Eidgenossen, das heisst vor allem die Berner, führend

beteiligt waren. In seiner Untersuchung*, die im Rahmen einer an der Universität Würzburg tätigen interdisziplinären Forschergruppe «Das Bild des Krieges im Wandel vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit» entstanden ist, stellt *Gerrit Himmelsbach* die Frage nach den tieferen individuellen und gesellschaftlichen Ursachen für das wachsende literarische Interesse am Krieg sowie nach dem sich wandelnden Kriegsverständnis in der Zeit des Übergangs vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit. Als Grundlage für die Beantwortung dieser Fragen dienen ihm Beschreibungen der Burgunderkriege aus dem schweizerischen Raum, die kurz nach Ende der Kriegshandlungen entstanden sind und die er aufgrund formaler und inhaltlicher Kriterien (in sich geschlossene Darstellung und relative Einheit des behandelten Stoffes) sowie aufgrund der Intention des jeweiligen Autors als *Kriegsmonographien* identifiziert und somit einer Literaturgattung zuweist, die nach der Antike (mit Ausnahme der Kreuzgeschicht) erst im Spätmittelalter wieder aufblühte.

Himmelsbach geht zunächst auf die unterschiedlichen persönlichen Motive und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ein, die zur Entstehung der von ihm behandelten Chroniken geführt haben. Diebold Schilling erscheint mit seinen Burgunderchroniken als Repräsentant der Berner Führungsschicht, die in der Gesellschaft zum Distelzwang ihren Mittelpunkt hatte. Durch Abschrift und Anpassung an die Bedürfnisse des nach Aufnahme in die Eidgenossenschaft strebenden Freiburg zeigt Peter von Molsheim, der aus Bern stammende Kaplan und Schaffner der Johanniterkommende Freiburg, wie beliebt Schillings Kleine Burgunderchronik als Ausdruck eines neuen, durch den Sieg über den Burgunderherzog gehobenen eidgenössischen Selbstbewusstseins war. Von seiner Hand könnten übrigens – wie Himmelsbach aufgrund von Handschriftenanalysen entgegen bisheriger Einschätzung schliesst – auch die als Vorlage benützte Nürnberger Abschrift der Kleinen Burgunderchronik sowie die Solothurner Abschrift seiner eigenen Freiburger Chronik stammen. Der Einsiedler Dekan Albrecht von Bonstetten hingegen richtet sich als Sprössling eines Freiherrengeschlechts an den höfischen Adel, dessen Gunst er mit seiner panegyrischen Schrift zu gewinnen hofft, und Nicolaus, den Himmelsbach mittels Vergleich von Inhalt der Chronik und Wirken des Autors mit dem Berner Zisterzienser Nicolaus Salicetus identifiziert, spricht mit seiner gedruckten Chronik ein breites, nicht an Stände gebundenes, aber humanistisch gebildetes Publikum an, während im Basler Anonymus wahrscheinlich die Sicht eines an den Ereignissen nicht direkt beteiligten Basler Kaufmanns fassbar wird.

Der Hauptteil der Arbeit besteht aus der Beschreibung des zeitgenössischen Kriegsverständnisses. Hier werden Fragen der eigenen und der gegnerischen Identität (vor allem der Bedeutung von «tütsch» und «welsch»), der wirtschaftlichen Bedeutung des Krieges für die Gesellschaft, der Kriegstechnik sowie der Mentalität der Beteiligten erörtert. Trotz der divergierenden inhaltlichen Schwerpunkte der Chroniken und der unterschiedlichen Perspektiven der Autoren trifft Himmelsbach gerade auch in der städtischen Chronistik in stärkerem Ausmass als bisher angenommen auf ein gegenüber früher verändertes, vom Humanismus geprägtes Kriegsverständnis. Dieses charakterisiert sich vor allem dadurch, dass der Krieg nicht mehr als Strafe Gottes hingenommen, sondern zu einer vom Menschen bestimmbar Grösse wird, wenn auch keiner der Chronisten sich völlig vom göttlichen Einfluss auf den Sieg distanziert.

Mit seinen vergleichenden Text- und Handschriftenanalysen von verschiedenen Monographien über die Burgunderkriege hat *Gerrit Himmelsbach* einen wertvollen und zu weiteren Forschungen anregenden Beitrag zur Geschichte der Historiographie und des darin zum Ausdruck kommenden Mentalitätswandels am Übergang vom Spätmittelalter zur

* *Gerrit Himmelsbach*: Die Renaissance des Krieges. *Kriegsmonographien und das Bild des Krieges in der spätmittelalterlichen Chronistik am Beispiel der Burgunderkriege*. Zürich: Chronos, 1999. 377 S.

frühen Neuzeit geleistet, und dies vor allem auch deshalb, weil er durch Wiedergabe der Textabschnitte zu den vier Schlachten von Héricourt, Grandson, Murten und Nancy in Form einer Kompilation dem Leser ermöglicht, seine Ergebnisse kritisch zu überprüfen.

Hans Braun

Das Jahr 1798 markiert einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der Kantone Aargau, Bern und Waadt. Zum zweihundertjährigen Jubiläum erschienen verschiedene Publikationen, die sich mit der Vorgeschichte und den Ereignissen dieses Schicksalsjahres befassen, die aber teilweise auch die neu anbrechende Epoche bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ins Auge fassen.

Unter dem Titel *De l'Ours à la Cocarde. Régime bernois et révolution en pays de Vaud (1536–1798)** schildern nicht weniger als 33 Autorinnen und Autoren das Leben in der Waadt unter bernischer Herrschaft. Den Schwerpunkt bildet vor allem die Zeit des 18. Jahrhunderts. Der mit Tabellen, Karten und Bildern reich ausgestattete Band zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass darin aufgrund neuer Forschungsergebnisse, welche nicht selten auf unpublizierten Arbeiten beruhen, immer wieder fest etablierte Mythen der Geschichte der Waadt in Frage gestellt werden. Das Buch gliedert sich in vier Teile, die mit den Begriffen «Land und Menschen», «Wirtschaft», «Staat und Gesellschaft» sowie «Revolution» zu umschreiben sind. Aus der Fülle von interessanten Beiträgen können hier nur einzelne herausgegriffen werden. *Norbert Furrer* versucht beispielsweise, die heikle Frage zu beantworten, wie hoch 1798 die Lebenshaltungskosten einer fünfköpfigen Familie in Lausanne etwa gewesen sein könnten. Dabei zeigt sich erneut, wie empfindlich ein solches Budget auch noch an der Wende zum 19. Jahrhundert von den Schwankungen der Lebensmittelpreise getroffen werden konnte. *Patrick-R. Monbaron* verfolgte dagegen, wie sich die Berner um die Sicherung und Reorganisation der Abgaben bemühten, die ihnen als Landes- oder Grundherr zustanden. Dabei konnten sie anscheinend beachtliche Erfolge vorweisen: Im Lauf des 16. Jahrhunderts hatten sich die Getreidezinsen mehr als verdoppelt und stiegen nach dem klimatisch schlechteren 17. Jahrhundert im 18. Jahrhundert erneut an. Monbaron zog für diese Angaben die jährlichen Abrechnungen der bernischen Amtleute heran, eine Quelle, auf deren Reichhaltigkeit *Isabelle Cardis Isely* hinweist. *Silvia Weber* stellt hierzu fest, dass nicht von einer einseitigen Ausbeutung der Waadt durch Bern gesprochen werden könne. Beide, Obrigkeit und Untertanen, zogen vielmehr Vorteile aus der gegebenen Situation, was nicht zuletzt auch durch die Stabilität der Herrschaft bestätigt wird. *Anne Radeff* untersuchte die Stellung der zahlreichen Städte der Waadt gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Viele dieser Klein- und Kleinststädte unterschieden sich wirtschaftlich, sozial und kulturell kaum von ihrer ländlichen Umgebung. Radeff erklärt die geringe Dynamik und Innovationsbereitschaft dieser Städte mit der politischen Unterordnung unter Bern, eine Behauptung, die angesichts der Entwicklungen im Aargau allerdings noch zusätzliche Erläuterungen erfordert. Diese These würde aber auch begrifflich machen, weswegen die Revolution in der Waadt zunächst vor allem in den Städten Anhänger fand. Allerdings beschränkte sich der Widerstand gegen die neue Ordnung nicht allein auf die Alpen und den Jura, sofern neben den militärischen auch andere Widerstandsformen berücksichtigt werden. *Chantal Lafontant* zeigt jedoch in ihrem

* *De l'Ours à la Cocarde. Régime bernois et révolution en pays de Vaud (1536–1798)*. Conception et conduite de la publication: François Flouck, Patrick-R. Monbaron, Marianne Stubenvoll, Danièle Tosato-Rigo. Lausanne: Payot, 1998. 461 S. ill.

Beitrag, dass das Bild des «konterrevolutionären» Berglers, das den «Patrioten» in den übrigen Gebieten des Kantons gegenübergestellt wurde, schon 1798 konstruiert wurde und seither die Geschichtsschreibung von Befürwortern und Gegnern der Revolution bestimmte. Das reichhaltige Werk, aus dessen Fülle unsere Ausführungen nur einzelne Bereiche anzusprechen vermochten, wird sich in der Geschichtsschreibung der Waadt zum 18. Jahrhundert und zur Revolution zweifellos einen festen Platz erobern.

Einen besonderen Aspekt der Ereignisse der Revolutionszeit beleuchtet eine von *Danièle Tosato-Rigo* und *Silvio Corsini* herausgegebene Quellensammlung.* Im Gegensatz zum deutschsprachigen Gebiet Berns kannte die Waadt während der ganzen frühen Neuzeit keine grösseren Unruhen. Die politischen Institutionen und die Verfassung wurden nie in Frage gestellt. Erst die Französische Revolution und verschiedene Auseinandersetzungen mit Bern entfachten um 1790 eine breitere Diskussion über die Herrschaftsrechte der Obrigkeit. Ein neuartiges Kennzeichen dieser Debatte war die Veröffentlichung von gedruckten Broschüren und Pamphleten, deren Zahl seit 1792 allerdings wieder deutlich zurückging, was vermutlich auch auf die Ereignisse in Frankreich (Tuileriensturm, Terreur) zurückzuführen ist. Erst mit dem Sieg der französischen Revolutionsheere setzten diese Publikationen 1797 wieder in breiterem Ausmasse ein. Die beiden Herausgeber konnten für die Zeit vom 14. Dezember 1797 bis zum 12. April 1798 nicht weniger als 173 Drucke ausmachen (ohne reines Verwaltungsschriftgut, persönliche Dokumente und Presseartikel), wovon sie 80 zum Abdruck unter dem Titel *Bon peuple vaudois, écoute tes vrais amis!* auswählten. Die Dokumente sind chronologisch angeordnet und in Gruppen zusammengefasst, welchen die Herausgeber jeweils einen kurzen Text voranstellten, worin sie die wichtigsten Ereignisse schildern. Auf die Quellen folgt eine nach sachlichen Kriterien gegliederte Liste sämtlicher 173 Dokumente mit ihren bibliographischen Angaben sowie ein provisorisches Verzeichnis entsprechender Pamphlete von 1790 bis 1797. Leider haben die Herausgeber die Orthographie modernisiert, die Interpunktion vereinfacht und die zu Beginn häufig auftretenden Formeln «Liberté – Egalité» oder «Union et Concorde» weggelassen. Die sorgfältige Edition wird aber als Grundlage für weitere Arbeiten zweifellos nützliche Dienste leisten.

Einen für Schweizer Augen eher ungewohnten Blick auf die französische *Invasion von 1798* bietet eine unter der Leitung von *Derck Engelberts* und *Jürg Stüssi-Lauterburg* herausgegebene Edition von Quellen französischer Herkunft.** Das Buch enthält sämtliche militärischen Dokumente, die mit dem Kommando General Schauenburgs über die sogenannte Division «Erguel», also über die nördliche Angriffskolonie, in Zusammenhang stehen. Zeitlich reichen die Texte vom 28. Januar 1798, als der General mit dieser Aufgabe betraut wurde, bis etwa zum 27. März 1798, dem Datum der Abreise General Brunets von Bern. Den in chronologischer Abfolge dargebotenen 514 Quellenstücken geht eine umfangreiche Einleitung voran, worin zunächst die machtpolitischen Verschiebungen in Europa, die den Untergang der Alten Eidgenossenschaft besiegelten, nachgezeichnet werden. Danach folgt die Schilderung des Kriegsverlaufs zwischen Frankreich und Bern, wobei dem Problem der Datierung der Kapitulationsurkunde Berns besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird

* *Bon peuple vaudois, écoute tes vrais amis! Discours, proclamations et pamphlets diffusés dans le Pays de Vaud au temps de la révolution (décembre 1797–avril 1798)*. Textes réunis et présentés par Danièle Tosato-Rigo et Silvio Corsini. Avec la collaboration de Valérie Berthoud et Nathalie Manteau. Lausanne: Revue historique vaudoise; Bibliothèque historique vaudoise, 1999. 348 S.

** *L'invasion de 1798. Documents d'archives françaises concernant la liquidation de l'Ancien Régime en Suisse par la France*. Auvergnier: Le Roset, 1999. 307 S.

(Illustrationen). Die Quellensammlung erlaubt es nicht nur, minutiös Planung und Ablauf des Feldzugs aus französischer Sicht zu verfolgen, sie gibt auch Auskunft über die Verhandlungen mit den eidgenössischen Hilfstruppen, über eine spezielle Kapitulation von Deputierten aus dem Emmental oder über die Beziehungen zur Zivilbevölkerung. Obgleich die Herausgeber leider auf ein Register verzichteten, ist das Werk für künftige Arbeiten zur französischen Invasion unentbehrlich.

Mit Hilfe zahlreicher, weit verstreut gedruckter Augenzeugenberichte versteht es *Theo Tschuy*, den Untergang des Alten Bern für ein breites Publikum spannend zu schildern. Seinen Bericht* beginnt er originellerweise am 5. März 1798 um Mitternacht und rückt mit jeder Kapitelüberschrift eine Stunde vor, bis um 3 Uhr nachmittags das Ende gekommen ist. Um die Ereignisse verständlich zu machen, muss der Autor aber trotzdem immer wieder Rückblenden einschalten, die zusammen mit dem ständigen Ortswechsel den unkundigen Leser bald einmal verwirren dürften. Leider fehlt zudem eine chronologische Übersicht des Geschehens, die einer leichteren Orientierung förderlich gewesen wäre. Das Bemühen um eine spannende Gestaltung des Texts mündet manchmal in reisserische Übertreibungen. Schon im ersten Satz des Buchs (S. 7) wird der Mord an Generalmajor von Erlach in Wichtrach zum Schlusspunkt des alten Bern, ja der ganzen Eidgenossenschaft hochstilisiert und einige Seiten später (S. 10) gar einem Königsmord gleichgesetzt. Gravierender sind jedoch fragwürdige Einschätzungen, die dem Autor mehrfach unterlaufen. Seine Behauptung, dass nur «die wenigsten Aristokraten . . . mehr als eine oberflächliche Bildung» besaßen, glaubt er beispielsweise damit begründen zu können, dass die Korrespondenz dieser Oberschicht angeblich voller Orthographie- und Grammatikfehler sei (S. 81). Kleine sachliche Fehler (auf S. 38 ist zum Beispiel von der Nydeggbücke die Rede, die erst 1840–44 errichtet wird) fallen dagegen weniger ins Gewicht. Die zahlreichen wörtlichen Zitate aus den Berichten der Augenzeugen und die leichtfassliche Sprache geben dem Leser zwar ein farbiges Bild des damaligen Geschehens, können aber die Mängel des Werks nicht ausmerzen.

Aus Anlass des Jubiläums «200 Jahre moderne Schweiz» legt eine Gruppe von 13 Historikerinnen und Historikern der jüngeren Generation eine Geschichte des Aargaus im Zeitalter der Helvetik** vor. Das Werk *Revolution im Aargau* will ein möglichst grosses Publikum erreichen und verzichtet deswegen auf eigentliche Spezialuntersuchungen. Doch ist die Vielfalt der angesprochenen Bereiche gross: Neben den herkömmlichen Themen der Ereignis- und Verfassungsgeschichte widmet das Buch beispielsweise der Inszenierung des neuen Staats und seinen Symbolen (Freiheitsbaum, Kokarde, Bürgereid usw.) einen eigenen Abschnitt. Dazu treten Beiträge zur Geschichte der Wirtschaft, der Schulen, der Juden, der Frauen sowie zur Historiographie. Ein weiteres Kapitel befasst sich mit dem immer wieder aufflackernden Widerstand gegen das neue System. Einen besonderen Aspekt der Geschichte des Aargaus bildet die Tatsache, dass der neue Kanton erst allmählich aus drei Teilen zusammenwuchs, die bisher politisch nicht zusammengehört hatten. Gegen dieses Vorhaben formierten sich zudem Kräfte, die einen Anschluss an Zug, Zürich oder Bern bevorzugt hätten. Diese Dreiteilung führt im vorliegenden Band dazu, dass verschiedene Themen oft nacheinander für den bernischen Aargau, für Baden und schliesslich noch für das Fricktal

* Theo Tschuy: 5. März 1798. Der Tag, an dem Bern fiel. Augenzeugenberichte und Hintergründe. Zürich: NZZ, 1998. 277 S.

** *Revolution im Aargau. Umsturz – Aufbruch – Widerstand 1798–1803*. Herausgegeben vom Verein «Forschungsprojekt Aargau 1798» im Auftrag des Regierungsrats des Kantons Aargau aus Anlass des Jubiläums «200 Jahre moderne Schweiz». Hg.: Bruno Meier, Dominik Sauerländer, Hans Rudolf Stauffacher, Andreas Steigmeier. Aarau: AT Verlag, 1997. 328 S. reich ill., mit CD-ROM.

abgehandelt werden, wobei allerdings auch Ansätze zu einer vergleichenden Darstellung zu beobachten sind. Obwohl gerade die Zeit der Helvetik sehr stark von äusseren Einflüssen geprägt wurde, fehlt zuweilen eine Einbettung in den schweizerischen und europäischen Rahmen. Leider verfügt der Aargau für diese Epoche kaum über eigenes zeitgenössisches Bildmaterial, weswegen die Autoren notgedrungen häufig auf «fremde» Bilder zurückgreifen mussten. Dies ist um so mehr zu bedauern, als die dem Buch beigegebene CD-ROM sehr gut gelungen ist. Sie nutzt die Mittel dieses Mediums ohne Übertreibungen und bietet dem historisch interessierten Laien einen vielseitigen und anregenden Zugang zum Thema. Für den Fachmann hält sie ausserdem zwölf Quellentexte und verschiedene Statistiken bereit (Volkszählungen von 1764 und 1798, einzelne Aspekte der Schul- und Pfarrerenquête von Stapfer sowie weiteres Material). Gesamthaft gesehen sind Buch und CD gut gelungen, und es ist ihnen eine breite Leserschaft zu wünschen.

Das eidgenössische Doppeljubiläum (200 Jahre Helvetik – 150 Jahre Bundesstaat) war für das Bernische Historische Museum Anlass, der unruhigen ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts unter dem Titel *Zwischen Entsetzen und Frohlocken* eine Ausstellung zu widmen, die allerdings auch ins Ancien régime zurückgriff und ebenfalls Ausblicke in die künftige Geschichte des neuen Bundesstaates gewährte. Im Vordergrund stand vor allem die politische Ikonographie mit Allegorien, Karikaturen und Darstellungen politischer Ereignisse. Neben bekannten und immer wieder anzutreffenden Bildern finden sich auch seltene Stücke, die im Katalog* nun auch eine Wiedergabe fanden. Dieser ist, der üblichen Epocheneinteilung folgend, chronologisch gegliedert, wobei die kurze, aber von heftigen Parteikämpfen begleitete Zeit der Helvetik am meisten Nummern auf sich vereint. Sämtliche Ausstellungsobjekte werden im Bild wiedergegeben. Die zu einem grossen Teil farbigen Illustrationen unterschreiten erfreulicherweise kaum je die kritische Grösse. Zudem erhielt jedes Stück einen sorgfältigen Kommentar. Die vorbildliche Ausgestaltung des Katalogs stellt für das Studium der politischen Bildersprache dieser Zeit zweifellos ein wichtiges Arbeitsinstrument dar. Dem weniger ambitionierten Leser bietet der Band eine interessante und oft auch vergnügliche Lektüre, die ihm gleichzeitig neue Blicke auf vergangene Epochen vermittelt.

Niklaus Bartlome

Les historiens connaissent bien les «Monuments de l'histoire de l'ancien Evêché de Bâle», un recueil d'éditions et de régestes de chartes médiévales paru en 5 volumes entre 1852 et 1867, devenu indispensable aux médiévistes qui s'intéressent à la région jurassienne. A l'exception du dernier volume, d'ailleurs d'une qualité inférieure, cet ouvrage monumental est l'œuvre d'un seul homme, *Joseph Trouillat*. Dominique Prongué a rédigé sur ce savant et homme politique une thèse** soutenue à l'Université de Fribourg. Né à Porrentruy en 1815 d'une famille modeste, il devient professeur au Collège de cette ville en 1836, conservateur des Archives de l'ancien Evêché de Bâle dès 1842, maire de la ville en 1848 et s'impose comme chef de file des conservateurs catholiques. *Dominique Prongué* présente le cursus

* *Zwischen Entsetzen und Frohlocken: vom Ancien Régime zum Bundesstaat 1798–1848*. Ein Museum vermittelt Zeugen und Überreste dieser bewegten Zeit. Ausstellungskatalog. Bern: Bernisches Historisches Museum, Zürich: Chronos, 1998. 220 S. ill.

** *Dominique Prongué: Joseph Trouillat, un itinéraire entre politique et histoire 1815–1863. Aux origines du catholicisme politique et de l'historiographie dans le Jura (Religion – politique – société en Suisse 22)*. Fribourg: Editions Universitaires, 1998. 618 S.

scientifique de cet homme étonnant: autodidacte, il exerce comme professeur de latin, puis de physique, chimie et histoire naturelle. Comme de nombreux autres érudits de cette époque, il n'a reçu aucune formation particulière en histoire ou dans les sciences auxiliaires et ne semble pas disposer de contacts dans le monde savant; pourtant, il va réaliser un travail gigantesque avec la publication des «Monuments», qui lui valent la reconnaissance des spécialistes en Suisse et à l'étranger. Il est d'ailleurs soutenu dans cette entreprise de façon décisive et efficace par le chancelier et archiviste Moritz von Stürler, qui cherche lui-même à promouvoir un tel projet pour l'Ancien Canton (le premier volume des «Fontes rerum Bernensium» paraît en 1877).

La partie la plus importante de la thèse de Dominique Prongué traite toutefois de l'action politique de Trouillat, du reste inséparable de son activité historique puisqu'il conçoit cette dernière comme une œuvre patriotique. Comme le souligne dans sa préface le professeur Francis Python, cette étude contribue à montrer comment naît un nationalisme et comment il s'articule au libéralisme. En 1847/48 en effet, Trouillat passe d'un «libéralisme conservateur» peu marqué confessionnellement au conservatisme catholique et il rompt avec ses anciens amis radicaux, comme Xavier Stockmar. Ce passage s'effectue sous la pression de l'évolution politique générale du pays: l'avènement de la Suisse radicale remet en cause la reconnaissance de l'identité particulière du Jura acquise dans le cadre bernois en 1846, alors que l'issue de la guerre du Sonderbund déstabilise les catholiques. Selon Dominique Prongué, le facteur confessionnel est pour Trouillat un élément constitutif de l'identité du Jura. Il y a d'ailleurs chez cet homme, pugnace mais solitaire, une incapacité à penser «Suisse» (il est un fervent fédéraliste) et même à s'identifier à l'ensemble du Jura bernois, tant le souci de la religion catholique joue un rôle important dans ses prises de position politiques. Il est par ailleurs significatif qu'en 1844 déjà, il appelle de ses vœux la constitution d'une «Société des sciences historiques de la partie catholique de l'ancien Evêché de Bâle»! Dans ces conditions, ce conservateur ne peut que se replier sur son district d'Ajoie et sa ville de Porrentruy, avant que ses ennemis politiques n'obtiennent en 1860 sa révocation de ses postes de maire et de professeur. Il a encore le temps de jeter les bases d'une presse conservatrice catholique (à laquelle les conservateurs protestants renoncent très vite de participer), presse qui survivra à sa disparition précoce, en 1863.

Jean-Claude Rebetez

Ortsgeschichte

Aus Anlass von Jubiläumsfeierlichkeiten sind die Ortsgeschichten von Riggisberg und Zäziwil entstanden. Die beiden Publikationen decken eine breite Themenpalette ab, welche die Gemeinden aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet und damit ein Publikum mit vielseitigen Interessen anzusprechen vermag.

Das Werk über *Riggisberg** weist eine klassisch heimatkundliche Gliederung auf. Je ein Kapitel ist dem Naturraum, der Geschichte, der Wirtschaft – das heisst den wichtigsten Betrieben und Arbeitgebern – sowie dem kulturellen und sozialen Leben in der Gemeinde gewidmet. Damit entsteht ein guter Querschnitt durch Geschichte und Gegenwart Riggis-

* Riggisberg. Aus Geschichte und Gegenwart einer ländlichen Gemeinde. Redaktionskommission: Annetarie Mischler, Heinz Zehnder, Fredy Schütz, Ueli Eicher. Schriftleitung: Ueli Eicher. Hrsg. im Auftrag des Gemeinderates zum Jubiläum 850 Jahre Riggisberg 1998. Riggisberg: Einwohnergemeinde, 1998. 215 S. ill.

bergs, der in einem angenehm gestalteten Buch einen schönen Rahmen gefunden hat. Grösseren Raum nimmt die Geschichte ein (S. 38–99). Darin wird versucht, einen Überblick vom Mittelalter bis in die Gegenwart zu vermitteln. Die Abschnitte zum Mittelalter und der frühen Neuzeit sind grösstenteils eine Chronologie der Herrschaftsverhältnisse in Riggisberg. Hier stellt sich das Problem, dass die einschlägigen Archive nur wenig schriftliche Quellen über eine Gemeinde wie Riggisberg anzubieten haben. Die zehn Seiten zum 19. Jahrhundert geben Riggisberg klarere Konturen, sie sind der überzeugendste Teil des historischen Kapitels. Es wird gezeigt, wie der Verkehr dank ausgebauten Strassen zunimmt und wie sich die Wirtschaft abseits der Zentren und der Bahnlinien entwickelt. Der Abschnitt zum 20. Jahrhundert schildert einzig das Alltagsleben im Dorf aus der Erinnerung von Zeitgenossen. Ein besseres Bild der letzten hundert Jahre vermitteln die Porträts von Firmen, Institutionen, Vereinen und politischen Parteien in den Kapiteln «Wirtschaft» sowie «Kultur und Soziales».

Die drei Autoren des historischen Teils stützen sich auf die einschlägige Literatur. Archivarbeit scheint nicht in diese Publikation eingeflossen zu sein, jedenfalls wird nirgends auf selber bearbeitete Quellenbestände hingewiesen. Dies führt dazu, dass die historische Darstellung sehr oberflächlich bleibt. Besonders im 20. Jahrhundert ist die Ausbeute sehr mager. Hier hätte es sich gelohnt, die Akten des Gemeindearchivs als Grundlage einzubeziehen. Vielleicht wäre es auch sinnvoll gewesen, sich auf die letzten beiden Jahrhunderte zu beschränken und dafür in diesem Bereich Quellenarbeit zu leisten. Der rote Faden und Besonderheiten, welche Riggisberg in dieser Zeit prägten, fehlen weitgehend.

Im Auftrag der Einwohnergemeinde *Zäziwil** haben drei ehemalige Lehrer innerhalb von zwei Jahren Beiträge zur Ortsgeschichte zusammengetragen. Im Vorwort halten sie fest, dass sie nicht die Absicht haben, «ein wissenschaftliches Buch herauszubringen». Die Leistung ist beachtlich, haben sie doch thematisch sehr breit recherchiert und ein vielseitiges Werk zusammengetragen. Folgende Themenbereiche werden in Geschichte und Gegenwart dargestellt und mit Abbildungen illustriert: Gemeindeverwaltung, Landschaft, Gesundheitswesen, Kirche, Schulen, Bevölkerung, Armenwesen, Feuerwehr, Verkehr, Wirtschaft, Vereine und Parteien.

Das Resultat befriedigt aber nicht in allen Belangen. So ist der Inhalt sehr heterogen und die Gestaltung unübersichtlich. Die Bearbeitung der Geschichte geht oft nicht über das Sammeln und Auflisten von Zitaten und Ereignissen heraus. Das Bewerten und Einordnen der Quellen in grössere Zusammenhänge und das Herausarbeiten von Entwicklungslinien fehlt weitgehend. Hier hätte es sich gelohnt, einen Historiker oder eine Historikerin mit universitärer Ausbildung mindestens beratend beizuziehen. Es ist ein Irrtum – an dem viele Ortsgeschichten krankten – zu glauben, dass ein wissenschaftliches Vorgehen und eine für Laien lesbare Darstellung sich grundsätzlich ausschliessen.

Der Jahrgang 1998 der «Langenthaler Heimatblätter»** ist ganz der ehemaligen Gemeinde *Schoren* gewidmet. In einem ersten Teil gibt der Lokalhistoriker *Max Jufer* einen Überblick über die Geschichte Schorens von der ersten Erwähnung 1194 bis zur Vereinigung mit der Nachbargemeinde Langenthal im Jahr 1898. Seine Grundlage bildet das Werke von Jakob

* Hans Rudolf Burkhardt, Jean-Pierre Kammermann, Alfred Stegmann: *Zäziwil*. Beiträge zur Geschichte unserer Gemeinde. Hrsg. von der Einwohnergemeinde Zäziwil. Zäziwil: Einwohnergemeinde, 1999. 268 S. ill.

** Langenthaler Heimatblätter 1998. Herausgegeben von der Stiftung zur Förderung wissenschaftlich-heimatkundlicher Forschung über Stadt und Gemeinde Langenthal. Langenthal, 1998. 407 S. ill.

Reinhard Meyer über Schoren aus dem Jahr 1948. Zudem hat er eine Chronologie der rund 50 älteren Häuser des Dorfes zusammengestellt. *Hans Marti* ist der Geschichte Schorens zwischen 1898 und 1998 nachgegangen, als dieser Weiler zum Quartier Langenthals wurde. Die kleine Gemeinde (1764: 157, 1898 rund 350 Einwohner) lag ab 1194 im Einzugsgebiet des Klosters St. Urban und geriet, wie der ganze Oberaargau, 1406 unter die Herrschaft Berns. Besonders in der frühen Neuzeit war sie vom benachbarten Markort Langenthal geprägt. Nach einem vergeblichen Versuch des Kantons 1876, Schoren mit Langenthal zu vereinigen, gelang es 1898 einem lokalen Initiativkomitee, eine Mehrheit für dieses Vorhaben zu finden. Die Schorer versprachen sich davon finanzielle Vorteile. Zudem lockte der Anschluss an die neue Wasserversorgung und ans Elektrizitätsnetz. Diese beiden Errungenschaften hatte Langenthal 1894/95 unter dem neidischen Blick von Schoren realisiert. Langenthal erhielt mit der Eingemeindung ein neues Quartier und konnte damit seine Baulandreserven vergrössern, was besonders nach 1945 zum Tragen kam.

Jufer und Marti stellen die Geschichte Schorens sehr quellennah dar. Sie stützen sich vorwiegend auf lokales Archivmaterial, das – wie für eine kleine Gemeinde üblich – bis ins 19. Jahrhundert dünn gesät ist. Sie haben damit eine für ein kleines Dorf sehr umfangreiche und detailreiche Chronologie verfasst. Innerhalb des weiten Spektrums der aktuellen Ortsgeschichtsschreibung ist das Werk ein typisches Beispiel einer Ortsgeschichte, die kaum über die Gemeindegrenzen hinaus blickt. Die geschilderten Ereignisse und Entwicklungen werden wenig analytisch beleuchtet, und die neuere historische Forschung zu den behandelten Zeitabschnitten und Themen ist nicht in diese Arbeit eingeflossen. Das Literaturverzeichnis und die Anmerkungen enthalten fast ausschliesslich Hinweise zur lokalen Geschichtsschreibung. Ein Beispiel ist der Abschnitt über den Ersten und Zweiten Weltkrieg: Der Autor beschränkt sich darauf, die Ereignisse an Hand des Verwaltungsberichts und von Protokollen aus dem Gemeindearchiv zu schildern. Vergleiche mit anderen Gemeinden oder eine kritische Würdigung dieser Quellen fehlen. So bleibt besonders der Abschnitt zum 20. Jahrhundert im Lokalen und Anekdotischen stecken.

Die 1991 erschienene Chronik des Amtsbezirks Konolfingen war ein Verkaufserfolg. Deshalb ist dieses Werk von *Heinrich C. Waber* nun in einer aktualisierten Neuauflage* erschienen. Auf den ersten Blick mag das grosse Publikumsinteresse erstaunen, ist doch der Amtsbezirk kein einheitlicher Siedlungsraum. Geographisch und bezüglich der Pendlerströme zerfällt das *Amt Konolfingen* in verschiedene Teile, die erstens zur Agglomeration Bern, zweitens zum Emmental und drittens zum Aaretal gehören. Wabers Buch schliesst aber eine Lücke für einen Raum, in dem mehr als 50 000 Menschen wohnen und über den nicht übermässig viel publiziert wird. Die Gliederung des Werkes hat sich gegenüber der ersten Ausgabe nicht verändert (vgl. Besprechung in BZfGH 1991, S. 183). Der Autor hat es aber inhaltlich nachgeführt. Der erste Teil umfasst Kurzporträts der Gemeinden, die Ergebnisse der Grossratswahlen von 1998, eine Bevölkerungs- und eine Landwirtschaftsstatistik sowie eine Präsentation wichtiger Industrie- und Gewerbebetriebe. Am stärksten verändert wurde der zweite, historische Teil, der einige ganz neue Beiträge enthält – so zum Beispiel der 25seitige Beitrag von *Hans Maurer* über das Gesundheitswesen. Insgesamt ist der historische Teil thematisch sehr heterogen und entspricht dem Themenmix der Jahrbücher oder Neujaarsblätter, die in verschiedenen Kleinstädten und Regionen der Schweiz erscheinen. Der dritte Teil ist ein historisch-biographisches Lexikon des Amtsbezirks. Die Stärke der Publikation ist sicherlich, dass sie als Nachschlagewerk sehr viele Daten zum Amtsbezirk Konolfingen leicht zugänglich macht. Wer sich mit dem Amtsbezirk beschäftigt, kommt nicht um

* Heinrich C. Waber: Das Amt Konolfingen. Eine Chronik. Worb: Aeschbacher, 1998. 232 S. ill.

dieses Werk herum. Als historisches Werk vermag es weniger zu überzeugen, da eine Gesamtschau fehlt und die Analyse meist nicht im Vordergrund steht. Deshalb ist der Untertitel des Werkes richtig gewählt: «eine Chronik».

Der in Basel lebende «Heimweh-Emmentaler» und Familienforscher *Hans Rudolf Christen* hat in jahrelanger Arbeit die Grundlagen zum *Emmentaler Geschlechter- und Wappenbuch** zusammengetragen. Dieses umfangreiche Werk verzeichnet sämtliche Geschlechter, die vor 1800 im Emmental heimatberechtigt waren. Ausgenommen davon sind die inzwischen ausgestorbenen Familien. Christen zählt alle Gemeinden der Ämter Signau und Trachselwald sowie die Amtsbezirke Konolfingen (ohne die Gemeinden im Aaretal) und Burgdorf (östlicher Teil ohne die Stadt Burgdorf) zum Emmental. Der Hauptteil der Publikation umfasst die Geschlechternamen in alphabetischer Reihenfolge. Zu jedem Eintrag gehört eine etymologische Namensdeutung, die vorkommenden Bürgerorte, Lebensdaten berühmter Namensträger, Wappen und Literaturangaben. Als Beigabe enthält das Buch zudem eine Zusammenstellung der Wappen und Bürgergeschlechter der Emmentaler Gemeinden. Der Autor bietet in seinem Nachschlagewerk eine Fülle von Daten, die nicht nur für genealogisch und heraldisch Interessierte spannend sind. Für die Ortsgeschichte im Emmental sind die Personendaten und die Literaturangaben sehr wertvoll. Allerdings ist nicht ganz klar, nach welchen Kriterien die aufgelisteten Namensträger der einzelnen Geschlechter in diese Publikation aufgenommen wurden. Zudem sind die Namenslisten sehr männerlastig – ein generelles Problem der Familienforschung, die normalerweise nur die männlichen Verwandtschaftslinien verfolgt.

Die Stadt Bern verfügt über keine neuere Ortsgeschichte. Es erscheinen aber immer wieder Publikationen, die einzelne Themen beleuchten. Dazu gehören zwei Zunftgeschichten und ein illustriertes Buch zur Geschichte der Berner Trams, die im folgenden besprochen werden. *Christoph von Steiger*, der ehemalige Leiter der Bürgerbibliothek Bern, hat sich nach seiner Pensionierung mit der Geschichte der *Gesellschaft zu Ober-Gerwern Bern* beschäftigt. Entstanden ist ein sehr lesbares und schön illustriertes Werk**, das einen Überblick über die Zunftgeschichte bietet. Von Steiger zeigt auf, welche Rolle die Gerberei im mittelalterlichen Bern spielte und wie die Handwerkerzunft zu einer wichtigen gesellschaftlichen Vereinigung im Alten Bern wurde. Als eine der vier Vennerzünfte waren die Ober-Gerwer auch politisch einflussreich. Seit dem Erlass der Bettelordnung von 1676 wurde die Armenfürsorge zu einer zentralen Aufgabe. 1798 verlor die Zunft ihre politischen Einflussmöglichkeiten, es blieben ihr – neben der Pflege der Geselligkeit – nur noch die sozialen Aufgaben. So drehen sich die Abschnitte zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts fast ausschliesslich um zunftinterne Angelegenheiten. Hier wäre es interessant, der Frage nachzugehen, welchen Einfluss einzelne Zunftmitglieder im öffentlichen Leben der Stadt ausübten, und welche Rolle die Zunft innerhalb des Beziehungsnetzes der einflussreichen und reichen Bürger spielte. Solche Fragen gehen über den Auftrag einer Zunftgeschichte hinaus und müssten wohl im Rahmen einer universitären Arbeit beantwortet werden, wie dies Philipp Sarasin für Basel gemacht hat.

Auf den ersten Blick ganz «unzünftig» kommt das Buch*** über die *Pfisternzunft* daher. Der freche Umschlag von *Peter von Wattenwyl*, dessen Illustrationen auch durch die Publikation führen, lässt nicht unbedingt auf den Inhalt schliessen. Dennoch entsteht kein Wider-

* Hans Rudolf Christen: *Emmentaler Geschlechter- und Wappenbuch*. Münsingen-Bern: Fischer, 1998. 639 S. ill.

** Christoph von Steiger: *Die Gesellschaft zu Ober-Gerwern Bern*. Bern: Gesellschaft zu Ober-Gerwern, 1997. 95 S. ill.

*** Pfistern. Hrsg. von der Gesellschaft zu Pfistern. Bern: Benteli, 1996. 152 S. ill.

spruch zwischen Äusserem und Innerem des Werkes. Am Anfang stehen zwei längere historische Beiträge. *Thomas Lörtscher* schildert die Geschichte der Zunft im Rahmen der Berner Geschichte und bettet diese anhand von Querverweisen zur Zunftorganisation anderer Schweizer Städte in grössere Zusammenhänge ein. Die Darstellung endet im 19. Jahrhundert. Obwohl die Berner Zünfte damals ihre politische Bedeutung verloren, wäre es lohnenswert, die Zunftgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte mit neueren sozialgeschichtlichen Fragestellungen und Methoden anzugehen (vgl. oben die Bemerkung zur Zunftgeschichte Ober-Gerwern). Mit einer Serie Kurzbiographien «herausragender Mitglieder» der Gesellschaft ergänzt *Hans Braun* den historischen Teil. Darin werden die Leistungen von 3 Frauen und 42 Männern aus fünf Jahrhunderten gewürdigt. Originell sind die beiden bildorientierten Beiträge von *Hans Christoph von Tavel* und *Michael von Graffenried*. Von Tavel – der ehemalige Direktor des Kunstmuseums Bern – kommentiert eine Auswahl von Darstellungen, auf denen «Pfisternwerk», also Backwaren aller Art und Mühlen, dargestellt ist. Die Autoren dieser Kunstwerke reichen von *Diebold Schilling* über *Niklaus Manuel*, bis zu *Albert Anker* und *Paul Klee*, um die bekanntesten Namen zu nennen. Leider sind diese Illustrationen nicht farbig reproduziert. Der bekannte Photograph *Michael von Graffenried* steuert eine Photoreportage über die Arbeit eines Müllers und eines Bäckers bei. Schliesslich berichten zwei Beiträge vom heutigen Gesellschaftsleben und von den Aktivitäten der jugendlichen Mitglieder. Als Schlusspunkt gibt *Franz von Graffenried* einen Überblick über die Gesellschaftshäuser und Liegenschaften der Zunft.

Der Journalist *Peter Tschanz* bietet in seinem *Berner Trambuch** einen Überblick über die Geschichte des öffentlichen Verkehrs in der Stadt Bern vom Pferdeomnibus bis zum Niederflurtram. Der Autor legt das Gewicht auf die Anfänge der Tramgeschichte bis zum Ersten Weltkrieg. Die späteren Epochen sind etwas kürzer abgehandelt. Zwischen 1890 und 1901 pendelten zehn Lufttrams mit Hilfe komprimierter Luft zwischen Bärengraben und Bremgartenfriedhof, 1894 kam eine mit Dampf betriebene Linie von der Länggasse nach Wabern dazu. 1901 wurde das Netz elektrifiziert und um die Linie zwischen Breitenrainplatz und Burgernziel ergänzt. 1924 führte Bern als erste Schweizer Stadt eine Autobuslinie ein – in den Vorort Ostermundigen. Die Publikation ist nicht bloss ein Buch für Technik- und Motorenfans, wie das bei diesem Thema oft der Fall ist. Sie wirft auch Schlaglichter auf Billeteusen, nicht verwirklichte Luftseilbahnprojekte oder politische Diskussionen rund um den öffentlichen Verkehr. Ferner bietet das Werk auf 25 Seiten eine Chronologie der wichtigsten Ereignisse. Tschanz schildert die 150jährige Geschichte sehr lebendig. Zudem ist das Buch ausgezeichnet illustriert. Aus der Sicht einer wissenschaftlich orientierten Leserschaft fehlen allerdings detaillierte Anmerkungen. Das Buch enthält zwar eine Literaturliste und einen Bildnachweis, bei den zahlreichen Zitaten fehlt aber meistens der Verweis auf die entsprechende Quelle. Deshalb bleibt eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem Thema, welche die Tramgeschichte noch stärker in die Stadtgeschichte einbettet – wie das *Stephan Appenzeller* in überzeugender Weise für Basel gemacht hat –, in Bern weiterhin auf der Wunschliste.

Christian Lüthi

«Ja, Gnädige Herren! Auch das alte treue Zofingen, schon lange bearbeitet von innen und aussen, stand auf wenige Augenblicke in Gefahr sich zu verirren; Allein diese Abweichung von desselben alten unerschütterlichen Grundsätzen ware nicht von Dauer und wenigen

* Peter Tschanz: *Berner Trambuch. 150 Jahre Öffentlicher Verkehr*. Münsingen-Bern: Fischer, 1998. 143 S., reich ill.

einzelnen eigen... Wir sind so kühn zu hoffen, dass Eure hohen Gnaden Uns auf Unser Ehrenwort glauben werden, dass bey Uns alles ruhig ist, und wir alle, Regierung und Bürgerschaft in der festesten Treue an Unsere hohe und gnädige LandesObrigkeit stehen.» – Solche Abbitte aus dem Untertanenstädtchen Zofingen vom Februar 1798 dürfte Balsam für die gebeutelte Berner Regierung gewesen sein. Und der lange anhaltende passive Widerstand der Zofinger gegen die Integration in den Kanton Aargau (definitiv 1814) erfüllt vielleicht auch heutige Berner noch mit Genugtuung und Wehmut. Zofingen hat seine Verbundenheit zum Stadtstaat Bern sogar architektonisch zum Ausdruck gebracht: Das 1795 fertiggestellte Zofinger Rathaus weist deutliche Stilelemente seines Pendants in der Hauptstadt auf, und noch das 1799 gebaute Wachthäuschen gleicht unübersehbar der dreissig Jahre älteren Berner Hauptwache.

Doch nicht nur wegen dieser hartnäckigen Bernertreue ist der von vier jüngeren Autorinnen und Autoren (Jahrgang 1960–62) im Auftrag der Einwohnergemeinde geschriebene Band* über *Zofingen im 19. und 20. Jahrhundert* hier anzuzeigen. Sondern hier wird exemplarisch Stadtgeschichte geschrieben. Auf 400 angemessen bebilderten Seiten können die Zofinger wissenschaftlich fundiert und allgemeinverständlich geschrieben ihre Vergangenheit der letzten 200 Jahre nachlesen. Gleichzeitig schliesst der Band eine Lücke zwischen den zum Teil in den letzten Jahren entstandenen Stadtgeschichten von Aarau, Lenzburg und Olten. Nicht erste zu sein, erwies sich in diesem Zusammenhang als Chance für die Autorinnen und Autoren, die sie auch genutzt haben: Immer wieder vergleichen sie die Daten und die Entwicklung von Zofingen mit anderen regionalen Zentren, wie Aarau, Olten, Lenzburg, Baden. Nicht zuletzt mit diesem Blick weit über die eigenen Stadtmauern hinaus unterscheidet sich diese Ortsgeschichte von vergleichbaren Darstellungen.

Dieser weite Blick ist aber auch Voraussetzung für das Hauptziel der Arbeit, das besonders gut im zusammenfassenden und analysierenden Schlusskapitel zum Ausdruck kommt: «Auf der Suche nach Funktion und Bedeutung». Dieses Suchen hat seinen Grund. Immer wieder steht die Stadt als Verliererin da. Nie schafft sie die magische Grenzen, von 10 000 Einwohnern zu einer «richtigen» modernen Stadt. Aarau wird Kantonshauptstadt; ja sogar vom einstmaligen Zwerg Olten wird man mächtig überflügelt. Bewerbungen als Tagsatzungsort (1814), als Standort des kantonalen Lehrerseminars (1834), als Sitz des Bundesgerichts und als Bundesstadt (1848) schlagen alle fehl! Ganze fünf Jahre (1852–1857) beherbergt Zofingen das Zentrum der schweizerischen Telegraphie, dann muss es diese Funktion an Olten abtreten. Die Hoffnungen, zum zentralen Schnittpunkt der zwei Hauptachsen der Schweizer Bahnen zu werden, zerschlagen sich. Der Versuch, das Schicksal zu zwingen, endet im Nationalbahn-Debakel und in einer Schuldenlast, die Zofingen volle siebzig Jahre (1873–1943) abzutragen hat! Dazu wird die Industrie in der Grossen Depression um 1880 besonders stark gebeutelt: Eine ganze Reihe von Betrieben geht Konkurs.

Der Grund für viele misslungene Projekte ist eine leichte geographische Ungunst: Die Stadt liegt um wenige Kilometer von der Aare südlich zurückversetzt zwischen zwei Hügeln und verfügt mit der Wigger über einen für die Industrialisierung eher schwachen Flusslauf. Dazu kommt die Randlage im neuen Kanton. Und nicht zuletzt sind es manchmal die Zofinger selbst, die sich zurückbinden. Nicht immer verfügten sie über so viel Weitsicht und Gestaltungswillen wie in der Mitte der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts, als sie sich ein monumentales Schulhaus erbauten, das jeder Grossstadt zur Ehre gereicht hätte. Der damit geschaffene Schulraum sollte sechzig Jahre lang ausreichen! Die zwanziger Jahre sind dagegen geprägt von ängstlichem Stillhalten des Gemeinderates, bis es in den Wahlen von

* Christian Lüthi et al.: *Zofingen im 19. und 20. Jahrhundert. Eine Kleinstadt sucht ihre Rolle* (Veröffentlichungen zur Zofinger Geschichte 3). Baden: Verlag hier+jetzt, 1999. 392 S., ill.

1929/30 zu einer Umwälzung kommt. Die neuen Kräfte veranlassen wichtige Bauprojekte (Stadtsaal, Gewerbeschulhaus, Postgebäude), die in der Zeit der Arbeitslosigkeit auch anti-zyklisch wirken.

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg expandieren verschiedene Industrieunternehmen auf Gemeindegebiet und Zofingen profitiert von der guten Durchmischung von Gewerbe, Industrien und Dienstleistungsunternehmen. Bedeutendster Betrieb ist seit Jahrzehnten Ringier. Dieser Konzern beschäftigt schon 1945 1100 Personen allein in Zofingen. Die traditionelle Textilindustrie hingegen verliert an Terrain.

Von den hochgespannten Erwartungen Zofingens im 19. Jahrhundert als nationales Zentrum ist zwar nichts übriggeblieben; die Kleinstadt entwickelte sich insgesamt weniger als vergleichbare Gemeinwesen mit ähnlicher Ausgangslage. Sie hat aber als regionales Dienstleistungs-, Beschäftigungs- und Schulzentrum ihren Platz am westlichen Rand des Kantons Aargau gefunden.

Zu kritisieren an dieser Arbeit gibt es wenig: Einige Graphiken (z.B. S. 195) sind wegen der Farbwahl schwer zu lesen. Leider sind viele interessante Einzelthemen schwer zu finden, weil die Kapitel nur summarisch überschrieben sind. Wer sich etwa für das kirchliche Leben interessiert, erhält im Inhaltsverzeichnis keine Hilfe. Nur über das Register (unter «Katholische Kirche» und «Protestantismus» – nicht aber unter Reformierte oder Evangelisch-reformierte Kirche) erfährt man, dass der entsprechende Abschnitt dem Kapitel «Lebensformen und Alltag im 19. Jahrhundert» zugeordnet ist. Die Titel der Unterkapitel hätten unbedingt im Inhaltsverzeichnis Aufnahme finden müssen – zumal das Register nicht gerade zuverlässig und phantasievoll ist: Weder «Streik» noch «Generalstreik» sind darin zu finden – obwohl die Zofinger Arbeiter dabei durchaus mitgewirkt haben und den Arbeitsniederlegungen zwei Abschnitte gewidmet sind. Im Register sind diese beiden Ereignisse mit «Landesstreik» und «Chemiearbeiterstreik» erschlossen. Und interessiert sich der Leser für das Spital, so kommt er nur via «Krankenpflege» zum Ziel.

Die Fussnoten zeugen von intensiver Quellenarbeit in lokalen Archiven, im Staats-, ja sogar im Bundesarchiv. Die Materialfülle wurde jedoch geschickt verarbeitet, das Gleichgewicht der Themen ist durch eine geschickte Mischung von thematischen Längs- und zeitlichen Querschnittkapiteln weitgehend gewahrt. Man ging dabei bedeutend weniger selektiv vor als die Verfasser der unlängst erschienenen Arbeit über Frauenfeld, die sich auf rund ein gutes Dutzend Themen konzentrierten. Die politische Geschichte ist nur noch ein Faktor unter vielen. Im Vergleich zu anderen neueren Stadtgeschichten werden dafür die städtische Infrastruktur, die sozialen Verhältnisse und besonders die regionale Verflechtung stärker berücksichtigt. Grösseres Gewicht als in traditionellen Ortsgeschichten erhält auch die Aufarbeitung der Jugendkulturen und der Rolle der Frau vor allem in den letzten fünfzig Jahren. Gerade in diesen Kapiteln wird der dokumentarische Wert des klug ausgewählten Bildmaterials besonders deutlich.

Soweit ersichtlich, hat man politisch heikle Themen nicht umgangen: Ein führender Nazi-Sympathisant wird in Text und Bild vorgestellt; die in manchen Belangen unfreundliche Haltung gegenüber Gastarbeitern ist festgehalten.

Nicht selten werden auch originelle Indikatoren zur Illustration eines Sachverhalts herangezogen, zum Beispiel eine Statistik der genossenen Wannenbäder und Duschen im Volksbad. Und manchmal genügt ein einziges Bild, um dem Leser den Wertewandel innert kürzester Zeit bewusst zu machen. So etwa die Wiedergabe des Plans von «Arolfingen» aus dem Jahr 1968, der eine Metropole von 330 000 Einwohnern vorsah, umfassend die Städte Aarau, Olten und Zofingen.

Robert Barth

Zum 125-Jahr-Jubiläum seines Bestehens hat das *Schulheim Schloss Erlach* den Historiker *Emanuel Tardent* beauftragt, die Geschichte dieser Institution darzustellen, um damit «zum Verständnis des heute Bestehenden und daraus heraus zur Entwicklung des Zukünftigen beitragen» zu können. Aus diesem Auftrag ist ein Heft von 87 Seiten* entstanden, welches die Geschichte des Schulheims chronologisch schildert. Die Broschüre ist reich illustriert. Allerdings ist zu bedauern, dass die Bilder sehr klein gehalten werden mussten, um dem Text genügend Raum zu lassen. Der Autor hat seine Quellen mit grosser Sorgfalt ausgeschöpft und ausführlich wiedergegeben. Er gliedert die Geschichte des Schulheims Schloss Erlach nach den wechselnden Bezeichnungen dieses Instituts und den zehn Vorstehern, die es seit seiner Gründung leiteten. Die Darstellung des konkret Vorgefallenen erlaubt es, die Entwicklung einer Rettungsanstalt zum Schulheim in allen Höhen und Tiefen – und damit auch den Wandel unserer Gesellschaft – zu verfolgen. Es ist zu hoffen, dass diese Broschüre zusammen mit dem kürzlich in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz von *Hans Dreyer* über das *Schulheim für Knaben in Aarwangen 1863 bis 1986*** dazu beitragen wird, dass auch die Spezialisten der Bildungs- und Sozialgeschichte dem Schicksal der staatlichen Schulheime des Kantons Bern ihr Interesse zuwenden.

Nicolas Barras

Im Juli 1868 meldete der Prorektor und Dekan der Medizinischen Fakultät, Christoph Theodor Aeby, der Erziehungsdirektion, eine Dame aus Deutschland habe um die Immatrikulation an der Universität Bern nachgesucht. Der Erziehungsdirektor antwortete umgehend, dass er «gegen die verlangte Immatrikulation einer Dame (aus Deutschland) an der Hochschule nichts einzuwenden habe, da solche Immatrikulationen auch schon an anderen Hochschulen stattgefunden». Allerdings ist Ernestine Schröer, die erste an der Berner Universität immatrikulierte Studentin, nie in Bern erschienen. So war es die Russin Jekaterina Gontscharowa, die als erste Frau zwischen Dezember 1870 und Sommer 1871 wirklich an der Universität Bern studierte. Ihr folgten in wachsender Zahl weitere Ausländerinnen – vor allem aus Russland –, und bereits 1874 erwarb Rosalija Simonowitsch als erste Frau ein bernisches Doktordiplom. Schweizerinnen waren aber unter diesen Frauen an der Berner Universität noch sehr selten anzutreffen, so dass dieses kleine Häuflein sehr isoliert zurückblieb, als die Russinnen mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges fortblieben. Nur wenige dieser akademisch ausgebildeten Frauen fanden allerdings den Weg zu einer universitären Laufbahn. Manche lenkte der persönliche Lebensentwurf oder der Zwang der äusseren Umstände in andere Richtungen, viele aber kapitulierten auch vor dem Widerstand der von Männern dominierten Universität, so dass *der Doktorhut im Besenschrank* verschwinden musste.

Mit viel Einfühlungsvermögen schildert *Franziska Rogger* die teilweise abenteuerlichen Lebensläufe dieser ersten Frauen an der Universität Bern. Die Autorin verbindet dabei die elegant, in essayistischer Art geschriebenen Biographien zu einem spannend zu lesenden Zeitbild, ohne dabei dem strengen Raster prosopographischer Forschung zu verfallen.

* Emanuel Tardent: Von der Rettungsanstalt zum Schulheim Schloss Erlach 1874–1999. Erlach: Schulheim Schloss Erlach, 1999. 87 S. ill.

** Hans Dreyer: Das Schulheim für Knaben in Aarwangen 1863 bis 1986, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 1999, S. 45–104.

Franziska Rogger gliedert ihre Darstellung einerseits nach den Studienrichtungen, aber auch nach den Lebenswegen der porträtierten Frauen, wobei hinter diesen Einteilungen auch die Umriss einer chronologischen Entwicklung sichtbar werden. So hält das Buch* in äusserst gekonnter Weise die Mitte zwischen einer losen Sammlung von Einzelporträts und einer schematischen Kollektivbiographie, die weder den sehr individuellen Persönlichkeiten dieser ersten Studentinnen noch der äusserst heterogenen, brüchigen Quellenlage entsprochen hätte.

Während sich der Geschichtsfreund bei der Lektüre dieses Buches der ungetrübten Lesefreude hingeben kann, wird der Fachhistoriker mit grosser Hochachtung erkennen, welche umfangreiche, ja weltumspannende – von Russland bis nach Südamerika – Quellensuche hinter diesem so leicht zu lesenden Werk steht.

Vinzenz Bartlome

Die Arbeit von *Olivier Frédéric Dubuis* über die *Falschmünzerei im Waadtland* während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts** darf als gelungener Auftakt zur neuen Schriftenreihe «Etudes d'histoire moderne» der Lausanner «Editions du Zèbre» betrachtet werden. Die Publikation ist in der Tat ansprechend gestaltet, sorgfältig lektoriert und, vor allem natürlich, durchaus lesenswert. Sie ist in drei Teile gegliedert. Der sehr umfangreiche erste Teil ist den strafrechtlichen Institutionen, der Gesetzgebung und der Rechtsprechung in Sachen Falschmünzerei gewidmet. Der zweite Abschnitt behandelt die organisatorischen und technischen Aspekte der Falschmünzerei auf dem – etwas kurz skizzierten – Hintergrund des von den Edelmetallmünzen dominierten Geldwesens. Im letzten Teil wird den 98 erfassten Falschmünzern – 94 davon sind Männer und nur deren 4 Frauen – nachgegangen: ihrer sozioprofessionellen Herkunft, ihrer Stellung *in* beziehungsweise am Rande der Gesellschaft, ihren Motivationen.

Die Wahl des untersuchten Zeitabschnitts rechtfertigt der Verfasser einerseits mit der «Vollständigkeit» der Dokumentation ab 1715, andererseits mit dem raschen Rückgang der geahndeten Straftaten nach 1750. Er kommt allerdings zum Schluss, dass die Falschmünzerei zu jener Zeit keine echte Gefahr für Staat und Gesellschaft (mehr) darstellte. Sicher bildete die Zirkulation von Münzen verschiedenster Herkunft, die chronische Geldknappheit und die administrative Schwäche des Staates einen Anreiz für die Herstellung und Verbreitung von falschen beziehungsweise für die Verfälschung echter Münzen. Die zunehmende Mechanisierung der Münzproduktion und die damit verbundene Verbesserung ihrer Qualität sowie die – am Anfang der Periode – verstärkte Repression der Falschmünzerei dürfte jedoch auf manchen potentiellen Delinquenten entmutigend gewirkt haben. Ein grosses Geschäft wurde der Münzbetrug ohnehin nie; zu gering waren die «Investitionen» der vorwiegend kleinen Handwerker, die ihn betrieben, zu schlecht die Qualität ihrer «Produkte», zu stümperhaft die Art und Weise, wie diese unter die Leute gebracht wurden. Die «Gnädigen Herren» von Bern milderten denn auch im Laufe der Zeit die Bestrafung dieses «crime de lèse-majesté» par excellence. An die Stelle von Hinrichtung und harten Körperstrafen traten blosse Ausweisung und Verbannung.

Olivier Dubuis ist es gelungen, die relative Harmlosigkeit der Falschmünzerei und der Falschmünzer in der behandelten Periode nachzuweisen. Sein besonderes Verdienst scheint

* Franziska Rogger: *Der Docktorhut im Besenschrank. Das abenteuerliche Leben der ersten Studentinnen – am Beispiel der Universität Bern*. Bern: eFeF-Verlag, 1999. 240 S. ill.

** Olivier F. Dubuis: *Le faux monnayage dans le Pays de Vaud (1715–1750). Crime et répression (Etudes d'histoire moderne 1)*. Lausanne: Editions du Zèbre, 1999, 216 S.

mir aber, dass es ihm gelingt, die Funktionsweise der waadtländisch-bernischen Polizei- und Justizbehörden, denen – unter anderem – die Bekämpfung der Falschmünzerei oblag, in ihrer typisch frühneuzeitlichen Komplexität zu rekonstruieren und für den heutigen Leser verständlich zu machen.

Norbert Furrer

Gründerfieber, Schokoladerezepte, Aktienpakete und weltweite Reklamefeldzüge: die Geschichte der Firma Tobler war turbulenter als man denkt. *Patrick Feuz* und *Andreas Tobler*, der Enkel des tatkräftigen Unternehmers Theodor Tobler (1876–1941), haben das 90-Jahres-Jubiläum der Toblerone mit einer Firmengeschichte* begangen. Dem Historiker Tobler ist mehr als nur eine der üblichen Hagiographien gelungen, dem Journalisten Feuz verdanken wir wohl die plastische Darstellung. Die Bebilderung ist hinreissend. Die Firmenereignisse werden einerseits mit dem Schicksal Toblers und seiner Familie, andererseits mit Konjunktur und Weltwirtschaft kundig verbunden. *Theodor Tobler* als Unternehmer waghalsig, als Patron fast sozialistisch – die Arbeiter erhielten die Hälfte des Gewinns – und als Individuum ein Lebemann. Dank treffend genutzter privater Quellen treten die inneren und äusseren Dynamiken eines damaligen Weltunternehmens präzise zutage. In heutigen Begriffen kreierte Tobler «total quality», das Marketing als Chefsache, den «Produkt- und Kundenfokus» und laborierte an «human relations». Tobler durchstand zwei Kriege, die grosse Krise mit ihren Importsperrern und Abwertungen, verlor und erwarb und verlor die Aktienmehrheit, wurde ausgebootet, gründete aber umgehend eine Bonbons- und eine Röntgenpapierfabrik. Dieses Leben zwischen dem grossen Deal und philanthropischem Elan beackerte die erste, die undankbare Hälfte unseres Jahrhunderts. Hätte Tobler in der zweiten Hälfte wirken können, er hätte Philip Morris gekauft, nicht umgekehrt.

Beat Kappeler

Kunst und Kulturgeschichte

Das Buch *Handwerkskunst in Gold und Silber*** – geschrieben von *Robert L. Wyss*, dem besten Kenner des bernischen Zunftgeschirrs – war lange erwartet worden; dann erschien es gerade zum richtigen Zeitpunkt, um merkantil ausgerichteten Zeitgenossen deutlich zu machen, dass der Leopard König Wilhelms III. von England seinen Weg zurück nach Bern finden sollte. Wie dieses Stück im fortgeschrittenen 19. Jahrhundert ins Ausland kam, ist ebenso bei Wyss nachzulesen wie eine Fülle von Informationen zur Geschichte der Gesellschaften und Zünfte, zur historischen, wirtschaftsgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Bedeutung des Zunftgeschirrs, zum Wandel der Tafelsitten, zu den Schenkern und schliesslich zu den Stücken selbst und ihrer Stellung als Werke der Goldschmiedekunst. Es ist eine ungemein eindrucksvolle Folge qualitätvoller Goldschmiedearbeiten vom 16. bis 20. Jahrhundert, die hier ausgebreitet wird in einer klar gestalteten, qualitätvollen Publikation. Die mehrheitlich von Stefan Rebsamen angefertigten, hervorragenden Aufnahmen kommen im Duplex-Druck adäquat zur Geltung und tragen dazu bei, dass das Buch als wissenschaftliches

* Patrick Feuz, Andreas Tobler: Schoggibaron. Das bittersüsse Leben Theodor Toblers (1876 bis 1941). Bern: Benteli, 1996. 152 S. ill.

** Robert L. Wyss: Handwerkskunst in Gold und Silber. Das Silbergeschirr der bernischen Zünfte, Gesellschaften und burgerlichen Vereinigungen (= Schriften der Burgerbibliothek Bern). Bern: Stämpfli, 1996. 332 S., reich ill.

Nachschlagewerk benutzt werden kann. Das Buch und sein Thema sind für Bern Grund zum Stolz, aber auch zur Verpflichtung: mit der Repatriierung des Leoparden wurde ein erster Schritt getan. Ihm folgt hoffentlich die notwendige Aufarbeitung der Geschichte der Berner Goldschmiedekunst, die vor fast 50 Jahren zum letztenmal Thema einer wissenschaftlichen Publikation war.

Hanspeter Lanz

In der Reihe *Die Kunstdenkmäler der Schweiz* ist der erste eigentliche Landband* des Kantons Bern erschienen, nachdem bereits vor Jahrzehnten fünf Bände über die Stadt Bern und 1985 ein Band über die Stadt Burgdorf publiziert wurden. Der Kunsthistoriker *Andres Moser* präsentiert darin aufgrund langjähriger Recherchen den *Amtsbezirk Erlach und den südwestlichen Teil des Amtsbezirkes Nidau*. In einer rund 40seitigen Einführung gibt der Autor einen Überblick über die Geschichte des behandelten Raumes. Im Hauptteil ist jede Gemeinde nach dem gleichen Schema dargestellt: Nach einer kurzen Bau- und Siedlungsgeschichte folgt jeweils eine Beschreibung der wichtigen Bauten, wertvoller Inneneinrichtungen sowie kunsthistorisch bedeutender Gegenstände. Dazu gehören nicht nur die detailliert beschriebenen und illustrierten «Höhepunkte» wie die der Altstadt von Erlach oder des ehemaligen Klosters St. Johannsen, sondern auch Bauernhäuser, Schulhäuser, Kirchen, Brücken und Bahnhofsgebäude. Jeder Gemeindeartikel umfasst zudem ein Verzeichnis der Pläne, der Literatur sowie Hinweise auf Archive und Inventarisierungen. Das Konzept der Kunstdenkmälerbände bringt es mit sich, dass der Band eine detailreiche und enzyklopädische Bestandesaufnahme der kunsthistorisch relevanten Bauten und Gegenstände enthält. Dadurch wird er zum grundlegenden Nachschlagewerk. Die Tiefe der Inventarisierung hat hingegen den Nachteil, dass der Erscheinungszeitraum der Kunstdenkmälerbände extrem in die Länge gezogen wird. Im Kanton Bern wird dies besonders deutlich, indem die weissen Flecken der noch nicht bearbeiteten Kantonsteile überwiegen. Sehr erfreulich wirkt sich die in den letzten Jahren erfolgte Erweiterung der Kunstdenkmälerinventarisierung auf das 19. und teilweise auch auf das 20. Jahrhundert aus. Dies führt dazu, dass beispielsweise das Elektrizitätswerk Hagneck zu den beschriebenen Objekten gehört, was in den Bänden über die Stadt Bern noch undenkbar gewesen ist. Obwohl das Buch in der Werkstatt einer Nachbarwissenschaft entstanden ist, bietet es auch für die Orts- und Regionalgeschichte sehr viel. Wer sich mit der Bau- und Siedlungsgeschichte des Seelandes beschäftigt, kommt um dieses Grundlagenwerk nicht herum.

Christian Lüthi

Nachdem bereits je ein Brückenbuch über die Waadt und das Freiburger Land erschienen sind, hat nun auch Bern einen solchen Band** erhalten. Das *Inventar Historischer Verkehrswege der Schweiz (IVS)* hat sich der nicht einfachen, aber faszinierenden und dankbaren Aufgabe angenommen. Entstanden ist ein grossformatiger Band von rund 140 Seiten, der in Wort

* Andres Moser: *Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Land II: Der Amtsbezirk Erlach. Der Amtsbezirk Nidau, 1. Teil* (*Die Kunstdenkmäler der Schweiz* 90). Hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Bern; Basel: Wiese, 1998. 514 S., reich ill.

** *Inventar Historischer Verkehrswege der Schweiz – IVS: Berner Brückengeschichten*. Chapelle-sur-Moudon: Ketty & Alexandre, 1997. 143 S. ill.

und vor allem vielen und guten Abbildungen die mannigfaltige Berner Brückenlandschaft vom Grimselpass bis in den Jura beschreibt. Am Anfang steht eine knappe, aber gut verständliche Einführung in die Brückenbaugeschichte allgemein, dann folgen Geschichte, Beschreibung und Würdigung der bemerkenswertesten Brücken aller Landesteile, geographisch geordnet. Zu den aktuellen Photos gesellen sich historische Abbildungen und Pläne. Berücksichtigt sind Beispiele aus allen Funktionsbereichen, also Fussgängerstege, Strassen- und Eisenbahnbrücken, und von allen möglichen Konstruktionsarten: Holz, Stein, Eisen, Beton. Gerade bei den Holzbrücken soll bemerkt werden, wie reich der Kanton Bern auch heute noch mit diesem faszinierenden Kulturgut versehen ist. Mit rund 90 Holzbrücken steht Bern weitaus an erster Stelle, St. Gallen mit 25 und Graubünden mit 24 weit hinter sich lassend. Dass die bedeutenden Werke des Brückenbauers Maillart gebührend gewürdigt werden, versteht sich von selbst. Das Buch ist ebenso ein nüchternes Sachbuch wie eine spannende Lektüre von *Brückengeschichten* und -schicksalen. Der Historiker beachtet, wie gut verständlich technische Sachverhalte beschrieben worden sind, der Ingenieur entdeckt, wie faszinierend sein Metier in Geschichte eingebunden wirkt.

Quirinus Reichen

Von 1799 bis 1806 war *Gottlieb Jakob Kuhn* (1775–1849), bekannt geworden als Volkslieddichter und engagierter Anhänger der alten Ordnung, in Sigriswil als Pfarr-Vikar tätig. Seine Freizeit verbrachte er unter anderem mit ausgedehnten *Wanderungen* in der näheren Umgebung, aber auch ins engere Oberland, Simmental und Saanenland. Hinterlassen hat er uns davon ein paar reizende Reisebeschreibungen, von denen bloss eine zu Lebzeiten schon im Almanach «Alpenrosen» publiziert worden ist. Den Rest veröffentlicht nun *Thomas Lindt* in Band 11* der Schriftenreihe der Volkswirtschaftskammer des Berner Oberlandes. Es sind keine weltbewegenden Texte, es sind die spontanen Erlebnisse und Gedanken eines jungen Menschen, der ganz im Geist der Zeit über die Schönheit der Landschaft und die angeblich unverdorbenen Sitten der Hirten und Sennen meditiert oder sich Gedanken macht über Verbesserungsmöglichkeiten in der Landwirtschaft. Es ist ein kleiner, aber bemerkenswerter Beitrag zur Literatur des Berner Oberlandes.

Quirinus Reichen

Mit seiner Monographie** über *Samuel Weibel* (1771–1846) hinterlässt der Ende 1997 verstorbene Edouard Pittet ein eigenwilliges und eindrückliches Werk. Es ist geprägt von Einfühlung, Zurückhaltung und dem unermüdlichen Willen, die kargen Nachrichten aus dem Leben des letzten Berner Kleinmeisters «beidseitig der Saane» (S. 15) zu einem anschaulichen, lebendigen Bild zusammenzufügen.

Edouard Pittet, ein in Bern ansässiger Waadtländer, interessierte sich gleicherweise für den Menschen Weibel wie für sein Werk. Seine Ausgangsfrage war, warum der Berner nach den

* *Wanderungen im Berner Oberland vor 200 Jahren. Reisenotizen von G. J. Kuhn, 1775–1849*, hrsg. von Thomas Lindt (Kultur im Berner Oberland 11). Thun: Krebsler, 1997. 82 S.

** *Edouard Pittet: Jakob Samuel Weibel, peintre et graveur de paysages 1771–1848*. Bern: Stämpfli, 1996. 280 S., reich ill.

revolutionären Umwälzungen und nach der Trennung des Kantons Waadt von Bern die vielen Pfarreien waadtländischer Ortschaften zeichnete und radierte, die heute unter den Sammlern von Helvetica sich grosser Beliebtheit erfreuen.

Das Werk des Berner Zeichners und Radierers beschäftigte Pittet über dreissig Jahre lang. Er besuchte zahlreiche private und öffentliche graphische Sammlungen, Kunsthandlungen, Bibliotheken und Archive im In- und Ausland. Gleichwohl stellte sich Edouard Pittet bescheiden in den Kreis der Kunstliebhaber und distanzierte sich in der Einleitung ausdrücklich von der wissenschaftlichen Analyse, die er andern überlassen wollte (S. 16).

Dem Vorwort von Marie Louise Schaller folgen in französisch und deutsch die Einleitung des Autors (S. 9–17) und das Kapitel «Méthodologie» (S. 18–28). Hier erläutert Pittet Numerierung und Titel, macht Angaben zu den Techniken, den Massen und den Signaturen und beschreibt seine Kriterien für die Zuschreibung der druckgraphischen Arbeiten Weibels, nennt die Quellen und die benützten Referenzwerke. Das Kapitel schliesst mit der Liste der Abkürzungen. Diese Präliminarien liefern die Basis zu den komprimierten Katalogangaben der 681 Nummern, die in 25 Gruppen gegliedert sind (S. 202–258).

Die Rekonstruktion des Lebensweges stützt Pittet auf die wenigen überlieferten Dokumente, auf Auszüge von Einwohnerregistern, auf neu aufgefundene Briefe und auf ein 1818 erteiltes Druckprivileg der Berner Obrigkeit. Die Dokumente sind teils im Text, teils im Annex reproduziert. Die wenigen Nachrichten ergänzt der Autor mit Rückschlüssen aus Weibels zeichnerischem und druckgraphischem Werk. Pittet gestaltete damit eine möglichst chronologisch gebaute, nach Aufenthaltsorten und Werkthemen beziehungsweise Serien gegliederte Monographie (S. 31–198).

Jakob Samuel Weibel wurde am 28. November 1771 auf die Namen seiner Paten getauft. Das genaue Datum der Geburt ist unbekannt. Er wuchs in einer Handwerkerfamilie mit fünf Geschwistern auf. Gemäss Heinrich Türlér erhielt Weibel zunächst eine Ausbildung als Miniaturist, und Berchtold Friedrich Haller überliefert, dass Samuel Weibel bei Sigmund Freudenberger (1745–1801) lernte. 1796 war Weibel mit Malerfreunden im Berner Oberland unterwegs zum Rhonegletscher. Jacques-Henri Juillerat (1777–1860), Lehrer für Zeichnen an der Berner Akademie, begegnete der Gruppe und berichtete später von Weibels beherztem Auftreten gegenüber finsternen Gesellen, die ihnen nach dem Leben getrachtet hätten. Ein wiederentdecktes Porträt (Sammlung Sturzenegger, Kunstmuseum St. Gallen), gemalt von Felix Maria Diogg – David Hess sah es 1807 in der Ausstellung der Künstlergesellschaft Zürich –, liefert eine zusätzliche Vorstellung. Ein graphologisches Gutachten rundet Pittets Charakterskizze von Samuel Weibel ab.

Für die weitere Lebensbeschreibung war Pittet mit der Schwierigkeit konfrontiert, dass die Rekonstruktion wichtiger Lebensstationen mittels des druckgraphischen Werkes nur beschränkt möglich ist, weil die Aufnahmen vor Ort und der Druck einer Arbeit in vielen Fällen differieren. Die chronologische Folge tritt deshalb stellenweise hinter eine topographisch oder thematisch bestimmte Schilderung zurück. Im Kapitel «Enfant de la ville de Berne» fasst Pittet Weibels Stadtansichten von 1793 bis 1832 zusammen, die auch die bekannten Ansichten von Kauw, Dünz und Grimm oder Aberli wiederholen. Neben den Veduten der in die Landschaft eingebetteten Stadt schuf Weibel begrenztere Strassenbilder, ähnlich jenen von Wilhelm Stettler und Johannes Grimm, die Spittelgasse mit dem Christoffelturm (Nr. 42) oder den Zwingerhof (Nr. 46), auf dem Weibel 1832 die topographischen Veränderungen von 1830 nicht wiedergibt. Aufgrund von kalligraphischen Merkmalen schreibt Pittet zusätzlich die Hofansichten vom Bodenacker, von Muri und Zehnder's Mätteli (Nrn. 47–49) Weibel zu.

Zwischen 1791 und 1795 lassen sich die ersten Aufenthalte im Wallis und in der Westschweiz belegen, eine Reise mit Dunker und ein Aufenthalt bei C.F.X. Wexelberg. Pittet folgt anhand der datierten Radierungen Weibels Wegen von Brugg bis an den Genfersee. 1796

erschien erstmals das Album mit *Vierzehn Ansichten im Oberlande jenseits Thun gemahlt*, das heisst gezeichnet, radiert und koloriert von Samuel Weibel, mit einem Frontispiz und Texten von Balthasar Anton Dunker (Nrn. 0–14). Die Illustrationen datieren von 1792–95; 1797 und 1798 folgten als Ergänzung der Grindelwaldgletscher und die Jungfrau (Nrn. 15, 16). Der Verleger Emanuel Hortin in Bern gab neben der deutschen eine französische Ausgabe heraus. Einzelne Tafeln wurden später modifiziert oder ausgewechselt. Ausserdem wurden die Illustrationen in unterschiedlichen Techniken oder koloriert angeboten. Die Varianten führt Pittet in der synoptischen, eher mühselig zu lesenden Tafel im Katalogteil (Nrn. 0–16) auf (S. 202–203). Eine zweite französische Ausgabe erschien 1812 – ohne Weibels Signatur – in Paris mit einem neuen Text von Philipp Albert Stapfer, und 1823 wurden 11 Ansichten vom Berner Oberland für eine grössere Publikation bei Ackermann in London wiederverwendet (Nrn. 18–28). Probleme der Zusammenarbeit und der Anerkennung werden im Text kurz gestreift. Ob es tatsächlich Armut war, die Dunker und Weibel verband, bleibe dahingestellt.

Eine zweite grössere Serie bilden die Tafeln der «Anfangs Gründe Zum Zeichnen der Landschaften», die ebenfalls mit Dunker erarbeitet wurde. Der Berner Kunstverleger J.L. Schimper publizierte sie erstmals um 1800, erneut zweisprachig. Von 37 Sujets sind drei von Weibel und eines von Lory signiert, was Pittet veranlasste, im Katalogteil drei Nummern (Nrn. 51–53) zu reservieren; 1805 erfolgte ein neuer Druck in Paris mit Weibels Namen im Titel und dem Hinweis, das Werk werde vom Autor verkauft. Pittet kann drei verschiedene Titelblätter nachweisen. Das Werk hatte neu 24 Tafeln, von denen Weibel 22 signierte und 1803 oder 1804 datierte (Nrn. 56–79). Es gelang Pittet, die einzelnen Sujets zu identifizieren. 1823 gab Weibel in eigener Regie eine Neuauflage mit 20 neuen Darstellungen heraus (Nrn. 80–100).

Zwischen den beiden Werkgruppen erschienen die Ansichten der Stadt Bern der Jahre 1793–95, 1805, 1832 (Nrn. 40–50); 1805 und 1832 kamen 15 grosse Schweizer Ansichten aus dem Gebiet des Genfersees, dem Wallis, dem Berner Oberland und dem Kanton Schwyz heraus (Nrn. 101–115). 1807/08 publizierte Weibel erneut eine Serie aus dem Berner Oberland, nun in eigener Regie, bestehend aus 20 Tafeln, Neuauflagen erfolgten 1817 und 1818 (Nrn. 116–136), einzelne Tafeln wurden in der einen oder andern überlieferten Serie ersetzt (Nrn. 137–144). Weitere Ansichten aus der Gegend von Vevey, dem Genfersee und als Reise von Lausanne zum Grosse St. Bernhard datieren von 1804, 1807, 1815, 1818 (Nrn. 168–187, 202–215). Die vermutlich zukunftssträchigsten Bilder schuf Weibel mit seinen Panoramen (S. 172–182, Nrn. 497–503).

1822–23 wurden bei Haller in Bern die Oberamtlichen Schlösser des Kantons Bern publiziert (Nrn. 222–240), und in der gleichen Zeit begann Weibel die grosse Serie der Pfarrhäuser Berns und der Waadt (Nrn. 241–496), die er 1832 abschloss. Orte, welche die Macht der alten Herrschaft repräsentierten. An wen konnten sich diese Bilder richten? Wer sollte sie erwerben? War es ein Versuch, neue, einheimische Käufer zu finden, nachdem die Touristen ausgeblieben und der Markt zusammengebrochen war? Erfolg war Weibel mit seinen zart farbigen, liebevollen und idyllischen Ansichten nicht beschieden. Die Einkünfte reichten nicht zum Unterhalt für die Familie, und vergeblich bat er die bernische Obrigkeit um Unterstützung.

Die Verflechtung von Leben und Werk, die in Edouard Pittets Interesse am Menschen Weibel begründet ist, hindert die Übersichtlichkeit. Biographie und Werkverzeichnis lassen sich nicht unabhängig voneinander benutzen. Die Leser sehen sich genötigt, ständig vor- und rückwärts zu blättern. Gleichwohl ist zu schätzen, dass mit Edouard Pittets Buch eine akribische Erfassung des druckgraphischen Werkes von Jakob Samuel Weibel vorliegt.

Marie Therese Bättschmann

Vor der Südwand der Kirche zu Lützelflüh erinnern drei Grabsteine an drei berühmte Berner: Der erste, Pfarrer Albert Bitzios, Jeremias Gotthelf, hat den zweiten, *Emanuel Friedli*, am Weihnachtstag 1846 in dieser Kirche getauft. Und der dritte, Simon Gfeller, hat dem zweiten, zusammen mit seiner Frau – bildlich gesprochen – 1902 ein neues Leben geschenkt. «56jährig kam ich auf die Welt.» Tatsächlich begann Friedlis fruchtbare Schaffensperiode erst im Pensionsalter. Von 1905 bis 1927 erschienen seine sieben gewichtigen Bände «Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums», 1980 als Reprint vom Francke-Verlag neu herausgegeben. Er selbst blieb weitgehend unbekannt im Schatten seines Werks.

Deshalb reifte 1994 in der Simon Gfeller-Stiftung, die sich rege um ihren Dichter verdient macht, die Idee, zum 150. Geburtstag Emanuel Friedlis eine Gedenkschrift herauszugeben. Sie bat den Kulturhistoriker *Peter Sommer* um eine Biographie des Berndeutsch-Forschers. Eine lockende, doch schwierige Aufgabe, denn Friedli hat weder Tagebuch geführt, noch seinen Werdegang beschrieben; alle Zeit und Kraft widmete er dem «Bärndütsch». So trug Sommer geduldig Erinnerungen und Briefe der Zeitgenossen, Freunde und Mitarbeiter zum Lebensbild zusammen. Viele Mosaiksteine ergab der Firmennachlass des Francke-Verlags im Berner Staatsarchiv. Die Bürgerbibliothek hegt Friedlis wissenschaftlichen Nachlass – das metergrosse, ungedruckt gebliebene Wörterbuch, dazu Tausende beschriebener Zettel und Zettelchen – alles ehemalige Bausteine zu den Bärndütsch-Bänden, aber für eine Biographie kaum verwendbar. Umso beachtlicher ist, was Peter Sommers hartnäckig gründliche Nachforschungen erbracht haben: entstanden ist auf den 150. Geburtstag Emanuel Friedlis hin (14. Dezember 1996) ein leicht lesbares, reich illustriertes, dem Lebenswerk Friedlis ebenbürtiges Buch*.

Man erlebt die notvolle Jugend Friedlis in der Armenerziehungsanstalt Trachselwald, wo er Strümpfe stricken musste, den von seltsamen Zufällen mitbestimmten Werdegang zum Primarlehrer, das Weiterstudium bis zur Konsekration als Pfarrer 1880. Behutsam erwähnt Sommer die Scheidung von der ersten Frau 1895, die Verzweiflung nach der darauf folgenden Nichtwiederwahl in Gottstatt und die Bewahrung vor dem Abgrund durch Otto von Greyerz: dieser vermittelte Friedli eine Stelle als Volontär in der Redaktion des «Schweizerdeutschen Wörterbuches» in Zürich. Während gut fünf Jahren erwarb Friedli dort ein solides sprachwissenschaftliches Fundament für sein späteres Lebenswerk, das ihm nun klar vor Augen trat: Im Gegensatz zur damals offiziellen Sprachwissenschaft, die den Laut und den Wortkörper isoliert von der Sache in den Vordergrund rückte, erstrebte er – seiner Zeit weit vorausgreifend – eine Verbindung von «Wort, Mensch und Sache»; in einem begrenzten geographischen Gebiet wollte er «das ganze gegenwärtige Leben bärndütsch darstellen.» («Lützelflüh»)

Otto von Greyerz erreichte die Zustimmung des welschen Erziehungsdirektors Dr. Albert Gobat und des deutschen Verlegers Alexander Francke für die Realisierung dieses «Bärndütsch»-Planes! Von 1902 an baute Friedli nun unentwegt in mühsamer Kleinarbeit an seinem «Spiegel bernischen Volkstums», sammelte nacheinander an sieben verschiedenen Orten – immer unterwegs – Mundartaussprüche und verband sie zu in sich geschlossenen Sachgebieten, unermüdlich trotz Erblindung bis zu seinem Tode nach dem 92. Geburtstag, finanziell unterstützt von weiten Kreisen der bernischen Bevölkerung, gewürdigt 1912 mit dem Ehrendoktorat der Universität Bern: Lützelflüh 1905, Grindelwald 1908, Guggisberg 1911, Ins 1914, Twann 1922, Aarwangen 1925 und Saanen 1927. Mit wohltuendem Respekt vor der Persönlichkeit schildert Peter Sommer Emanuel Friedlis eigenwilligen, empfindsamen Charakter. Keineswegs verschweigt er Dunkles, Negatives; doch findet er bei der Suche

* Peter Sommer: Die zwei Leben des Berndeutschforschers Emanuel Friedli 1846–1939. Biographisches zum 150. Geburtstag. Münsingen: Fischer, 1996. 112 S. ill.

nach gerechter Darstellung stets auch Positives und legt es auf die andere Waagschale: «Emanuel Friedli war ein bescheidener, oft skurriler Mann, eher kleingewachsen, aber seine Arbeit als Kulturforscher, Volkskundler und Dialektologe ist riesengross.» (S. 9) «Seine Mutter konnte weder schreiben noch Handgeschriebenes lesen, ihre Fähigkeiten lagen eben anderswo: sie konnte sparen.» (S. 14)

Ein inhaltlich erfreuliches, gültiges Buch, das Emanuel Friedli ins verdiente Licht stellt. «Une biographie à dévorer», schreibt Elisabeth Joly im «Journal du Jura» (21. März 1997).

Rudolf J. Ramseyer